

Auenwälder

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **60 (1950)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901473>

Nutzungsbedingungen

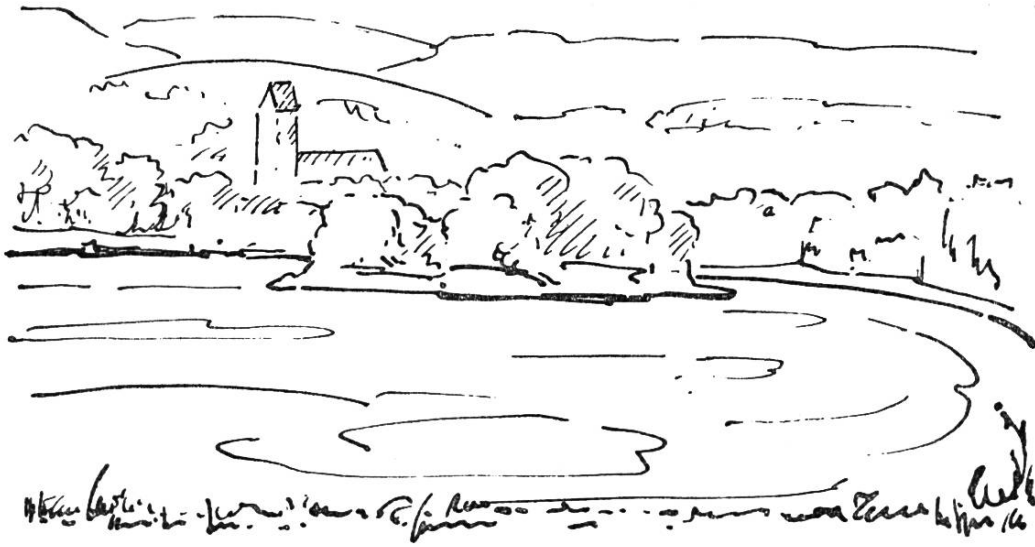
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Uuenwälder

Wir nennen sie hiezulande auch Schachenwälder, und wir verstehen unter ihnen jene Gehölze, von denen die Flüsse in ihrem Tallauf begleitet sein können. Wir würden sie auch einfach Uferwälder heißen, wenn es nur einerlei Ufer gäbe. Aber die Ufer eines Gebirgsflusses sind anders, als die eines Talflusses. Solange beispielsweise Rhein und Aare, Neuß und Rhone noch hoch über Meer zwischen steilen Felswänden in engen Tälern fließen, ist der Wald zu ihren Seiten Bergwald, und er beweist durch nichts, daß er zu diesem Fluß gehöre, sich auf ihn beziehe, ihn begleiten, ihm Treue halten wolle. Die Verhältnisse ändern sich aber gründlich, sobald die Flüsse große Talebenen erreicht haben. Jetzt sind die Ränder oder Hänge des Tales weit auseinandergerückt; der Talboden ist breit und flach; er ist zur gefällarmen, eigentlichen Tal-Ebene geworden. Hier braust der Fluß nicht mehr; verstummt ist die Kanonade der großen und groben Geschieße, womit derselbe Fluß in seinem Berglauf sein Brausen untermalte; er stürzt nicht mehr, frißt sich nicht mehr leidenschaftlich in die ihm zugrunde liegenden Felsen ein; er lagert mehr Schutt ab als er transportiert; er staut sich an seinen eigenen Ablagerungen, verlegt sein Bett hierhin und dorthin, splittert es auf in zwei, in mehrere Arme,

so daß größere oder kleinere Inseln entstehen, Kies-Inseln, die er bei Hochwasser überfluten wird.

Das sind die geländemäßigen Voraussetzungen für den Auenwald. Wir werden ihn also nur an flachen Ufern oder in stromdurchflossenen Ebenen finden, und wir erkennen, daß die Bedingungen seines Daseins und Gedeihens an viel Wasser gebunden sind. Nur ein Gelände, welches alljährlich durch Hochwasser völlig durchtränkt werden kann und das während Niederwasserzeit nicht unter Trockenheit zu leiden hat, kann Auenwäldern dienen. Doch vermag diese Art Wald den eigentlichen Überschwemmungsgürtel auch zu überschreiten, weil sich durch solche Talebenen aus losen Flußgeschieben Grundwasserströme bewegen. Ohne diese unterirdischen Ströme müßten nicht nur unsere Auenwälder an Fläche einbüßen, sondern würde auch der Anbau solcher Geschiebe-Ebenen fragwürdig.

Ich glaube, daß das Wort Grundwasserstrom nicht mir allein, sondern vielen unter uns etwas Geheimnisvolles bedeute. Daher laßt uns noch etwas bei ihm verweilen.

Unsere Täler sind Mulden im festen Gestein, aber dieses Gestein, der anstehende Fels, ist durch den Fluß schon von den Eiszeiten her mit einer gewaltigen Geschiebedecke überlagert worden. Sie besteht hauptsächlich aus Schottern und Sanden, ist also für Wasser leicht durchdringbar. Die Niederschläge, welche diese Schotterfelder empfangen, und die Wasser, die vom Talgehänge als Bächlein herabfließen oder als Bergschweiß sich einsiltern, sickern durch die wenig mächtige Humusdecke oder direkt in diesen losen Schutt ein. Gleichzeitig aber dringt vom Fluß selber Wasser in die alten Geschiebe, und alle diese Wasser zusammen ergeben das Grundwasser, das einem See gleich wäre, wenn das Tal kein Gefälle aufwiese. Aber es gibt kein Tal ohne Gefälle, ob es nun auch, näher dem Gebirge, auf den Kilometer mehrere Meter oder, den Alpen ferner, nur wenige Zentimeter ausmache. Auch ein geringes Gefälle jedoch bewirkt Fließen wenigstens des Flüssigen, und so bewegt sich das Grundwasser mit dem Tal im Sinne des Talflusses; es strömt, wenn auch zwischen sandigen Schottermassen, und es erreicht, wenn das Tal beispielsweise auf

den Kilometer einen und einen halben Meter fällt, eine Fließgeschwindigkeit bis an die zehn Meter im Tag. Wo aber, wie etwa in Tiefebene, solche Schotterfelder völlig eben liegen oder wo eine Talebene, wie häufig in unserm Lande, durch Querriegel Muldenform gewonnen hat, da werden wir von einem Grundwassersee sprechen dürfen. Beide, Grundwassersee und Grundwasserstrom, kommunizieren mit dem Talfluß, steigen, wenn auch verspätetermaßen, mit seinem Wasserstand und sinken, wiederum nachschleppenderweise, mit ihm. Leben und Dasein solcher Täler sind ohne die Grundwasser-Verhältnisse nur halb gedeutet, nur unvollständig oder überhaupt nicht begriffen.

Wo Grundwasser weitab vom Fluß in irgend einer zufälligen Vertiefung aufstoßen und an die Oberfläche treten, sind die Voraussetzungen zu einem Auenwäldchen gegeben. Fehlt er an solchen Stellen, dann hat man ihn abgeholzt und unterdrückt bedauerlicherweise durch fleißige Kultivierung dessen Wiedergeburt...

Es ist schwer, sich von all diesen geheimen Wasserbächen zu lösen. Uns bleibt nur noch zu sagen, daß diese Grundwasser auch für unsere Trinkwasserversorgung von größter Wichtigkeit sind und daß sie, da ihr Spiegel dank der Kapillarität des Bodens höher liegt als der des Flusses, Quellen bilden, die der Fluß gewissermaßen sich selber schenkt, denn sie treten längs seiner Ufer aus oder ungesehen in ihn selber ein. Und zuletzt dieses noch: die Anschauung, die wir vom Wesen der Oberflächenwasser gewinnen, darf nicht einfach auf die Grundwasser übertragen werden, denn deren unterirdische Natur zeugt ein anderes Leben und folgt andern Gesetzen; ihre intensive Vermischung mit der Erde selbst bedeutet, daß aus zwei Elementen gewissermaßen ein Element wird, ein neues, das seine besondere Physik und Chemie hat.

★

Wenn ich den Auenwald nicht weniger liebe, als andere Menschen die Bergwälder, so ist es nicht allein um all der andersartigen Bäume und des verschiedenen Buschwerks willen, sondern hauptsächlich um des frei fließenden Wassers willen. Zu unserm Alltags-Begriff Wald gehört höchstens noch ein Bächlein oder

ein Bach, der alsobald sich ins Gelände einschneidet und steilgeböschte, schluchtartige Gräben und Tobel bildet. Ein Wald aber, den ich ebenen Weges durchschlendern kann und auf dessen Rauschen ich zu hören vergesse, weil das Rauschen, Ziehen und Strömen des Flusses mein Ohr und Herz beschäftigt, das ist fraglos ein Außerordentliches . . . Mit was für einer neuartigen Süßigkeit im Herzen stand ich, dem Knabenalter kaum entwachsen, auf den Rheindämmen unterhalb Basel, streifte ich durch die Langen Erlen, durch jenen wunderbaren Auenwald, den die Stadt Basel so umsichtig pflegt! Heute frage ich mich, worin der neu- und fremdartige Eindruck beruht haben mochte. Und mir ist, als gründe er im zuvor nie erblickten Zusammentreten von Kühl und Heiß, von Naß und Trocken, in der unmittelbaren Nachbarschaft von Alpinem und Mediterranem. Denn wo Kiesbänke oder -flächen den Stromspiegel so überhöhen, daß sie nicht mehr oder nur einmal im Jahr überflutet werden können, treten zu den üblichen Bäumen und Sträuchern, die mit ihren Wurzeln das Grundwasser ohne Schwierigkeit erreichen, Pflanzen der Hitze und Trockenheit. Es braucht keine Namen und kein besonderes Wissen, um diese Merkwürdigkeit zu erkennen. Es braucht nur Aufmerksamkeit, nur Gefühl für die Natur, nur die Fähigkeit zu sehen und sehend zu unterscheiden.

Ein Auenwald war es, dem mein jugendliches Dichten galt. Elfenau heißt er, wer kannte sie nicht, und was wäre Bern ohne sie? Ich war nicht der einzige, der dort unter den Weiden saß und Verse las oder schrieb. Ein halbes Duzend meiner Seminar-kollegen trieb heimlich dasselbe. An dieser Elfenau schieden sich die Geister früh schon: einige rannten in die Stadt, einige büßelten, einige aber eilten ins Dählhölzli und in den mit ihm zusammengewachsenen Auenwald, dessen Name allein schon ein Gedicht ist.

Es gab damals Zeiten, in denen ich geradezu elfenaufüchtig war. Wir hatten nicht allezeit freien Ausgang, aber ich erstahl mir ihn. Leicht hätte es geschehen können, daß diese Auen-Landschaft mein Schicksal geworden wäre oder eine bittere Wendung in meinem Leben herbeigeführt hätte. Denn die Unbot-



Fhot G. Hafmann, Brugg

Arerant bei Umfen

von den Flussfahrern „Kalte Herberge“ genannt, weil die wilden Strudel sie hie und da zum unfreiwilligen Bade zwanzen.



Oberhalb Schinznach-Bad.



Kann es einen idealeren Schlittschuhstummelplatz geben als diesen herrlichen „Eisweiher“ im Umikerbach? Ein Brueghel könnte neidisch werden!

mäßigkeiten, die ich mir ihretwegen herausnahm, erreichten ein Maß, welches mein Verbleiben in jener Lehrerbildungsanstalt fraglich machten. Würde ich, wie wir uns damals auszudrücken pflegten, geschäft worden sein – was wäre da mit mir geschehen? Ich weiß es wohl, und ich bin meinen Vorgesetzten und Lehrern zur Stunde noch dankbar, daß sie ein Einsehen hatten.

Es war, trotz aller Einengung, eine goldene Zeit. Mittags an jene Weiher außerhalb der Naredämme zu eilen, Lenaus Schilflieder in der Tasche und auf den Lippen, das Leben im Köhricht zu erforschen, seltenen Vögeln und Pflanzen auf die Spur zu kommen und auch etwa von der fernen Geliebten zu träumen – das war Jugend und Seligkeit des Frühlings... Wo habe ich den Mond als einen Freund bald und bald als eine Freundin kennengelernt, wenn nicht dort, wo er silbern über das dunkle Haar der Silberweiden floß oder aus dem Fluß widerschimmerte? Wo habe ich die Bäume bis zur Umarmung lieben gelernt, wenn nicht dort, wo sie in Ansehung des friedlich-friedlos Fließenden verharrten und ohne Wanderung selbstbescheiden ihr Dasein erfüllten? Wo habe ich die Berge sinnvoller die Landschaft überhöhen sehen? Wo habe ich den Gang der Jahreszeiten über den gleichmäßig fließenden Wassern deutlicher und schmerzlicher erkannt? Oh, es war vielleicht auch sonst die fruchtbarste Zeit meines Lebens, aber die Elfenau war eine große, wunderbare Blüte in aller damaligen und nachfolgenden Fruchtbarkeit.

Ich habe seither viele Auenwälder gesehen, und es mag sein, daß mir da und dort vor lauter Forschen und Schauen die Elfenau nicht einfiel. Aber sie hätte mir einfallen sollen als Anfang aller meiner vielleicht fragwürdigen, mir aber vollauf genügenden Naturforschung.

Viele Jahre später sah ich die ausgedehnten Auenwälder der Donau, nicht allein die große Schütt unterhalb Preßburg, sondern auch die der niederungarischen Tiefebene. Ich sah die Nesterkolonien der fliegenden, schwarzen Kreuze, der Kormorane, auf den Uferpappeln, sah die grauen Reiher und die Silberreiher gleich Statuen der Selbstversunkenheit am Strande stehen – aber

nicht mehr begegnete ich den grauen Ruten der Fluß-Tamariske, die ich am Rhein und am Tessin kennen gelernt hatte, und nicht den noch grauern Büschen des Sanddorns. Auch Kiefern erblickte ich nicht mehr. Doch erkannte ich auch dort, daß Strom und Auenwald eins sind, daß in dieser Landschaft alle Dinge sich gegenseitig angeglichen haben, daß alle Formen fließen und Wassernatur zeigen, die wasserfarbenen Weiden gleich Haufenwolken über der Ebene schweben und die Grauerlen dem Kalksand gleichen, in dem sie stehen. Und weiter erkannte ich, daß die Alpen sich nicht mehr nur als Wasser und Stein in die Ebenen hinausenden, sondern auch in mancherlei Pflanzen; erst unterhalb Wien verschwinden die alpinen Arten aus dem Vegetationsbild der Donau-Auen.

Ich habe Vieles nicht gesehen: die Auenwälder der Elbe, der Oder, der großen Ströme Rußlands, Sibiriens, Nordamerikas – sie sind mir unbekannt. Aber wenn ich die Augen schließe, so seh ich sie und werde inne, daß sie alle sich gleichen. Denn Wasser ist Wasser hier wie dort, und das Wasser bestimmt den Auenwald. Ändert sich auch die Zusammensetzung der Pflanzenvereine des Auenwaldes, so wird doch sein Anblick immerdar jene Harmonie erkennen lassen, in der das Einzelwesen der Gesamtnatur sich fügt.

Wenn ich in diesen Nächten unter den Sternhimmel trete, sehe ich den unendlichen Strom durch die Mitte des Himmels fließen, der auch sich verzweigt und Inseln bildet, sehe der Milchstraße unbegreifliches Stromsystem, das die Ägypter als Spiegelbild des Nilstroms deuteten. Was für Auenwälder säumen die Milchstraße, welcher Ätherwind rauscht in ihnen, welche Elemente brausen längs welcher Betten, welcher Bahnen? Vermessene Fragen, einfältige Fragen. Sie bleiben ohne Echo. Vor dem unausdenkbaren Abgrund des Weltalls verstumme der Mensch und verharre in Schauern der Ehrfurcht. Er wende sich verwandelt seiner Erde zu, deren Gebirge Ströme nähren, die wiederum Wälder, Auenwälder nähren. Und er vertraue den Nächten, die Gebirge zeugen, daß sie, noch ehe die heutigen Gebirge völlig geschleift sind, neue Gebirge werden entstehen lassen, welche

Ströme hinausfenden, die von Auenwäldern begleitet sein wollen. Denn wer, so wie das Wasser, immerfort wandern muß, der liebt das Verharrende; wer stets im Flusse ist, der liebt das Ruhende mehr als sich selbst.

Hermann Hiltbrunner



Breitwürfig braust der Wind einher
Und fegt das Land vom Unrat leer;
Der Staub der Städte ist verraucht,
Die Welt in reine Luft getaucht.
Vom Hügel wirft der wilde Chor
Feindschaft ins Schilf, Aufruhr ins Rohr;
Die Wassergeister brechen aus
Und brechen flirrend ins Gebraus.
Kein Berg, der Windes Sturmflut dämmt,
Kein Kamm, der also kehrt und kämmt —
Wir wissen wieder, was wir sind:
Hinfälliger Halm und Rohr im Wind.

Hermann Hiltbrunner
Aus „Zürichseegedichte“, Verlag Dprecht

